

Quo vadis, Gottesdienst?

In Gottes Namen ...

20 Fragen und Thesen zur Zukunft evangelischer Gottesdienste in metamodernen Zeiten

Alexander Deeg

Mittwoch, 3.5., 9.20–10.45 Uhr
(ca. 30 Minuten)

Fünf Punkte und 20 Thesen habe ich mitgebracht. Das ist viel (zu viel) für die knapp 30 Minuten, die ich habe. Und daher werde ich auf manches nur ganz kurz eingehen. Bei aller Dürre der Thesen wird uns Michael Triegel, der Künstler der Leipziger Schule, immer wieder ein Wegbegleiter werden und die Worte hoffentlich nicht nur auflockern oder illustrieren, sondern auch den einen oder anderen liturgischen Hinweis geben. Am Ende werden wir bei diesem Bild landen: Michael Triegels neu gestaltete Fenster in der Plauener St. Johannis-Kirche. Im Gottesdienst der Osternacht 2023 enthüllt. Aber noch nicht jetzt. Jetzt ist es Zeit für drei einleitende Beobachtungen.

1. Drei einleitende Beobachtungen

(1) Es gibt in der Diskussion um Gottesdienste und deren Entwicklung Beharrungsphänomene, aber auch eine anstrengende Aufbruchsrhetorik. Und es stellt sich die Frage: Gibt es eine Chance, sich auf kluge Weise dazwischen zu bewegen?

Einem Aufsatz im ersten Jahr der Corona-Pandemie 2020 habe ich den Titel gegeben: „Es wird nicht mehr sein wie vorher“.¹ Ich ging damals davon aus, dass die Unterbrechungen durch die Corona-Krise, das zeitweilige Sistieren von Feiern in physischer Ko-Präsenz, die vielfältigen neuen liturgisch-homiletischen Formen, die Entdeckung oder Wiederentdeckung von anderen Orten (Gärten, Häusern ...), die Wahrnehmung digitaler Möglichkeiten – dass alles dies zu einer neuen liturgisch-homiletischen Fluidität führen würde. Es schien mir – mit einem Bild Michael Triegels gesprochen,² als hätte man den Tisch des Abendmahls abgeräumt – und wir würden in einem durch die Tradition vorgegebenen Rahmen nochmals neu suchen und fragen, ob und inwiefern unsere Feierformen zu den Inhalten passen – und umgekehrt.



¹ Vgl. Alexander Deeg, Es wird nicht mehr sein wie vorher ..., in: PTh 2020 ■.

² Michael Triegel, 1994; heute im Museum am Dom in Würzburg.

Zweifellos geschah das auch; aber es gibt auch liturgische Beharrungskräfte. Es gibt diejenigen, die sehr schnell wieder zurückkehren wollen zu dem, wie es (vermeintlich: schon immer) war. In Sachsen etwa ruft nun auch der Bischof zur Rückkehr zum Gemeinschaftskelch auf, von dem ich 2020 behauptet habe, er sei wohl für immer gestorben – was auch eine nicht-repräsentative Mehrheit bei einer Umfrage der sächsischen Kirchenzeitung gut findet. Die während Corona deutlich kürzer gewordenen Predigten sind, so mein Eindruck, inzwischen wieder auf evangelische Normallängen angewachsen und die neu eingerichteten digitalen Kanäle werden immer weniger bespielt. Im Rückblick erscheint es fast unglaublich, wie angeregt und teilweise erbittert wir über das Abendmahl im digitalen Raum diskutiert haben; das ist meiner Wahrnehmung nach kein Thema mehr.

Aber: Beharrungstendenzen gibt es nicht nur bei denen, die schnell zurück wollen zu dem Zustand einst, sondern auch bei denen, die die in der Corona-Zeit praktizierten neuen Formen gleich wieder festzurren wollten und wollen.³ So feierten manche die disruptive Wende ins Digitale sehr früh als *den* Weg in *die* Zukunft der Gottesdienste (Sie erinnern sich an die Zahl aus der ersten midi-Studie zum Gottesdienst in der Corona-Krise, wonach sich der sonntägliche Gottesdienstbesuch durch das digitale Format um 287% gesteigert habe⁴) – und angesichts empirischer Studien nun erkennen müssen, dass diese *einen* Sektor gottesdienstlichen Lebens darstellen, keineswegs aber für *die* Zukunft *der* Gottesdienste stehen.⁵

Es gibt auch eine ermüdende und anstrengende Aufbruchsrhetorik, die auf dem Hintergrund einer möglichst katastrophal geschilderten gegenwärtigen Situation ganz umfassend neue und ganz andere Gottesdienste fordert. Ich frage mich: Wie kann es gelingen, eine beständige Transformation ermöglichende liturgisch-homiletische Beweglichkeit einzuüben?

(2) Wenn von Gottesdiensten die Rede ist, stellt sich unter haupt-, neben- oder ebrenamtlich Verantwortlichen schnell ein Gefühl der „Krise“ ein. Wie kann es gelingen, gegenwärtige Entwicklungen realistisch wahrzunehmen – und das heißt: Nicht nur die Statistiken des Niedergangs zu sehen, sondern auch die Schönheit gefeierter Gottesdienste?

Vor einigen Monaten war ich bei einer Vorbereitungsrunde, die einen Pfarrkonvent zum Thema „Gottesdienst“ plante. Ernste Gesichter. Krisenwahrnehmung. Und große Fragen: Wie erreichen wir mehr Menschen mit unseren Gottesdiensten? Am besten die bisher „Nicht-Erreichten“? Wie müssen wir feiern, damit wir relevant werden für diese Gruppe oder jene? – Die Stimmung änderte sich erst dann radikal, als wir in einer Runde anfangen, uns gegenseitig zu erzählen, welche Gottesdienste wir selbst lieben und gerne feiern (also so ähnlich einstiegen, wie das gestern hier geschah).

Diese 90 Minuten der Besprechung zeigen mir: Manchmal sind wir (wie generell in unserer Kirche, so auch beim Blick auf den Gottesdienst) gebannt von den Statistiken des Niedergangs, die Handlungsdruck entfalten und bei manchen (nicht bei allen) die Lust auf Kirche und auf die Feier von Gottesdiensten nehmen. Gottesdienste erscheinen als Symptom, schlimmer vielleicht: als Mitverursacher einer allgemein auf uns lastenden Kirchenkrise. Wir müssten andersherum ansetzen. Mit dem Gelingenden beginnen, das auch im Unscheinbaren liegen kann: in den leuchtenden Augen bei einer Abendmahlsfeier im Altenheim ebenso wie in der Stille im Kontext eines Fürbittgebets, die spürbar gefüllt ist.

Klar, für die liturgisch und homiletisch Verantwortlichen machen Gottesdienste Mühe; aber auch hier höre ich in vielen Pfarrkonventen, welch wesentlichen Teil der eigenen Spiritualität die Vorbereitung von

³ So nennt das Philipp Greifenstein in einem Beitrag zur „Zukunft digitaler Gottesdienste“ vom 22. Juni 2022.

⁴ Daniel Hörsch, Digitale Verkündigungsformate während der Corona-Krise. Eine Ad-hoc-Studie im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland, Berlin 2020, 31.

⁵ Daniel Hörsch, Gottesdienstliches Leben während der Pandemie. Verkündigungsformate und ausgewählte Handlungsfelder kirchlicher Praxis – Ergebnisse einer midi-Vergleichsstudie, epd-Dokumentation 39/2021, bes. 16.

Gottesdiensten ausmacht; das sechstägige Leben mit einem Bibelwort, das ich mir nicht ausgesucht habe, das aber zum Begleiter wird und sich in meine Wahrnehmungen mischt, dabei ist in Seelsorge und Unterricht und sich so anreichert – für mich und für die anderen ...

(3) *Der Gottesdienst der Kirchen wird öffentlich wahrgenommen und prägt das Bild der Kirche. Das ist Chance und Problematik zugleich.*

Es ist seit Jahren bekannt: Die Gottesdienste der Kirchen sind *die* zentralen Orte und Anlässe, über die Kirchen wahrgenommen werden. Ich erinnere nur an einige Schlagzeilen kurz vor Weihnachten 2022: „Leere an Weihnachten – verdiente Quittung für die Alte-Männer-Kirche“ (Frankfurter Rundschau), „Nach der Pandemie werden die Kirchen auch Weihnachten leer sein“ (Die Tagespost) oder „Das ist ein kultureller Erdbeben“ (Der Spiegel). Dass es dann vielerorts so nicht kam und Kirchen an Weihnachten sogar besser besucht waren als 2019, steht auf einem anderen Blatt.



Gottesdienste sind Schaufenster der Kirchen. Sie sind im besten Sinn öffentlich. Gottesdienstbilder sind immer auch Kirchenbilder (und es ist kein Wunder, dass schon die sogenannten „Konfessions- oder Bekenntnisbilder“ des 16. und 17. Jahrhunderts primär gottesdienstliche Vollzüge zeigen). Der Begriff der „Darstellung“ oder der „Inszenierung“ ist kaum irgendwo so berechtigt wie hier.



Abb. 11: Konfessionsgemälde, 16. Jahrhundert, Evang.-luth. Kirche Buchbrunn bei Kitzingen
Foto: Eigene Aufnahme

Diese Zentralität hat Chancen: Immer wieder hören wir von Menschen, die Gottesdienste eher nicht besuchen, wie wichtig es ihnen doch ist, dass diese gefeiert werden und sie die Glocken daran erinnern. Gleichzeitig bieten Gottesdienste Möglichkeiten, zu zeigen, wer wir sind, woraus wir leben, wie wir glauben, zweifeln und hoffen. Auf der Reflexionsebene gilt, dass Gottesdienstentwicklung und Kirchenentwicklung ganz eng zusammenstehen und sich wechselseitig beeinflussen. Und kirchenleitend fließt noch immer viel Aufmerksamkeit und durchaus auch Geld in die Arbeit an und Entwicklung von Gottesdiensten.

Aber die Zentralität hat auch einen entschiedenen Nachteil: Der Gottesdienst wird viel zu oft, so meine Wahrnehmung, überladen, überfrachtet und mit zu vielen Erwartungen belastet. Gottesdienste werden zu Orten, an denen sich Kirche nicht nur immer neu darstellt, sondern durch die sie auch gerettet werden soll. Hier soll Entscheidendes kommuniziert werden; hier sollen Erfahrungen von umfassender Partizipation möglich sein; hier sollen sich Lebensdienlichkeit und Relevanz des Glaubens immer neu zeigen; hier sollen sich die Verschiedensten wohlfühlen; vor Jahren sollte hier das Wachsen gegen den Trend noch abgelesen werden – und manche denken wohl immer noch so.

Aber wo die Gottesdienste so überfrachtet werden, wird der Druck groß – und verlieren nicht nur die Verantwortlichen die Lust, sondern die Gottesdienste paradoxerweise genau das, was sie ausmacht und unterscheidet von all den anderen Veranstaltungen, die Menschen erleben können. Der Übergang zu meinen die Punkten der Kritik an gegenwärtigen Entwicklungen ist damit bereits erfolgt.

2. Drei Punkte der Kritik an manchen gegenwärtig-liturgischen Entwicklungen

(4) *Teilweise existiert ein erstaunlich lineares Bild von der Entwicklung von Gottesdiensten, das modernen Metanarrativen entspricht, aber der Komplexität der Wirklichkeit nicht gerecht wird.*

Immer wieder fassen wir liturgische Entwicklungen m.E. zu linear. Nur zwei Beispiele: 1977 meinte Michael H. Ducey in seinem viel zitierten Buch „Sunday Morning. Aspects of Urban Ritual“, dass sich Gottesdienste weg vom *mass ritual* hin zu einem *interactional ritual* entwickelten. Richtig sah er zweifellos die neue Bedeutung von Interaktion, aktiv-kommunikativer Partizipation; aber die Linie ist falsch, wie die Fortexistenz traditionskontinuierlicher *mass rituals* ebenso zeigt wie die sprunghafte Entwicklung neuer *mass rituals* – nicht nur in den neopentekostalen Megachurches.

Ich könnte auch Steve Collins zitieren, der einmal schreibt: „In Zukunft sollte die Kirche vielmehr einem Wohnzimmer entsprechen und ein Ort sein, an dem Gott als Gastgeber erfahrbar wird. Statt der Anbetung oder der Unterweisung dient der Raum vor allem der Interaktion. Statt Kirchenbänken oder schmuckvollen Altarbildern prägen Sessel und Tische, miteinander geteilte Geschichten und Vernetzungsmöglichkeiten den

Raum.“⁶ – Das ist ein anregendes Bild, das etwa Emilia Handke in ihrem innovativen Projekt der Wohnzimmerkirche aufnimmt. Ich korrigiere Collins nur an einem Punkt: Nein, nicht *die* Kirche sollte einem Wohnzimmer entsprechen, sondern es ist wichtig und gut und richtig, dass *auch* die Logik des Wohnzimmers Gottesdienste prägen kann.

Die Beschreibung linearer Entwicklungen führt m.E. beinahe notwendig zu Dualisierungen, zur Gegenüberstellung von problematischem Altem und innovativ Neuem, auch zur illusorischen Idee, allein die Verschiebung hin zu neuen Formen würde die Gottesdienst- bzw. Kirchenkrisen lösen. Und sie führt zu mangelnder Wertschätzung ...

(5) Teilweise begegnet in der liturgischen Fachdiskussion, mehr noch in der kirchlichen Kommunikation über Gottesdienste eine mangelnde Wertschätzung von Gottesdienstkulturen.

Als jemand, der gerne Gottesdienste am Sonntagmorgen feiert, gerne auch in einer ganz unaufwändigen Ästhetik, manchmal lieber in kleinen Dorfkirchen mit gar nicht so vielen Menschen, einer irgendwie keuchenden Orgel als im perfekten Ambiente einer Innenstadtkirche – fühle ich mich teilweise in die Ecke gedrängt: ein Traditionalist, der es nicht verstanden hat, wohin die Entwicklung geht, der mit seiner Liebe für das durchaus ganz Bescheidene (und schon auch für das liturgisch-musikalisch-homiletisch Aufwändige) der Zukunft eher im Wege steht.

Aussagen wie „Niemand versteht doch heute mehr, was ein Kyrie eleison soll ...“ schmerzen mich, weil bei aller Differenzsensibilität unserer Tage nicht wahrgenommen wird, dass es Menschen gibt, die das durchaus verstehen und manchmal sogar brauchen: Kyrie eleison – in der Straßburger oder Taizé-Variante.

Nötig ist Wertschätzung jenseits einseitiger Dekadenznarrative, die derzeit vor allem Sonntagsgottesdienste in einer mehr oder weniger traditionskontinuierlichen Gestalt treffen. Gerade im liturgischen Diskurs scheint es immer wieder herausfordernd zu sein, auch das wertzuschätzen, was ‚mir selbst‘ und meinem eigenen ästhetischen Empfinden, intellektuellem Anspruch, Frömmigkeitsprofil oder meiner Wahrnehmung der Zukunft der Kirche nicht entspricht – und doch lebt evangelische Kirche von dieser Wertschätzung der Pluralität.

(6) Teilweise begegnet in der Diskussion eine problematisch-einseitige Begeisterung für ‚Neues‘ und eine Abwertung des Vorhandenen, Tradierten. Dabei ist ‚das Neue‘ nicht einfach gut und ‚das Alte‘ nicht einfach schlecht. Und nochmals komplexer: Das Neue ist selten wirklich neu – und das Alte nicht so alt, wie es aussehen mag.

Dazu würde dann gehören, vermeintlich Neues und vermeintlich Altes nicht gegeneinander auszuspielen. Denn weder ist das ‚Neue‘ einfach gut und das ‚Alte‘ einfach problematisch – noch gibt es Neues und Altes einfach so. In einer Gesellschaft der Singularitäten, von der Andreas Reckwitz spricht, spielt das ‚Neue‘ eine entscheidende Rolle. Aber es kann dazu führen, dass genau dies nicht erreicht wird, sondern nur, wie Reckwitz meint, Anpassungen an die Muster der Marktökonomie erfolgen, die Sichtbarkeit garantieren, aber gerade nichts Innovatives bieten.⁷ Nicht unähnlich beschreibt dies auch Armin Nassehi im Blick auf digitale Medien, die Individualität suggerieren, „hinter dem Rücken der Akteure“ aber „Strukturen und

⁶ Steve Collins, Open House. Reimagining Church Spaces, in: Cathy Ross/Jonny Baker/ders. (Hg.), Future present. Embodying a better world now, Sheffield 2018, 51–67; der deutsche Text wurde zitiert nach: Lena Niekler/Christian Schernus, Gemeinschaft leben: Dabeisein und dazugehören, in: Katharina Haubold/Florian Karcher/Lena Niekler: Jugendarbeit zwischen Tradition und Innovation. Fresh X mit Jugendlichen gestalten, Neukirchen-Vluyn 2019, 130.

⁷ Cordemann, Die Seele im digitalen Zeitalter, 230; vgl. Andreas Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.

Regelmäßigkeiten abgebildet werden, die die vermeintliche und empfundene Individualität auf paradoxe Weise konterkarieren.⁸

Wir könnten statt Nassehi und Reckwitz auch den matthäischen Jesus zitieren, der am Ende der Gleichnisrede einen m.E. auch für die liturgische Entwicklung gültigen Satz sagt: „Darum gleicht jeder Schriftgelehrte, der ein Jünger des Himmelreichs geworden ist, einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt“ (Mt 13,52).

3. Wie kommen wir liturgisch zu Erkenntnissen? Überlegungen zur liturgischen Epistemologie

(7) Geschmacksurteile und eigene Vorlieben werden immer auch eine Rolle spielen bei der Wahrnehmung liturgischer Entwicklung. Es gilt, damit realistisch und möglichst ehrlich umzugehen.

Für alle, die liturgische Entwicklungen verantworten, lohnt es sich, von Zeit zu Zeit gleichsam einen Schritt zurückzutreten und wahrzunehmen, welche Argumente wie benutzt werden.

Ich konnte bei dem gestrigen Auftakt leider nicht dabei sein und habe den Impulsvortrag des Kollegen Grethlein daher nur gelesen. Seine Kritik an den Sonntagsgottesdiensten (in ihrer traditionskontinuierlichen Gestalt, in Kirchenräumen, in einer gewissen Ritualität) wird biblisch, historisch und kirchentheoretisch begründet.

Freilich bietet ein Blick auf die Bibel auch die Möglichkeit, ganz anders zu argumentieren: Sowohl für Jesus selbst als auch für die ersten Apostel gehört die Teilnahme an den regelmäßigen jüdischen Gebeten und Gottesdiensten selbstverständlich dazu, so dass eine – ich zitiere aus dem Manuskript des Vortrags – „offenkundige Distanz des Juden Jesus und der ersten Christen zu kultischen Vollzügen“ m.E. schwer begründbar scheint. Schon sehr früh waren die christlichen Mahlversammlungen etwas anderes als lose organisierte Zusammenkünfte. Formeltraditionen prägen sich aus, die wir bereits in frühen neutestamentlichen Texten greifen können; Liturgien entwickeln sich, die an Christus Glaubende über die einzelnen Ortsgemeinden hinweg verbinden. Das Diakonat war mit der Mahlpraxis verbunden; insofern ist auch die Entwicklung der Ämter ganz bestimmt keine lineare Entwicklung weg von den ethischen Impulsen auf dem Weg hin zu einer anderen Kirche. Bereits im Neuen Testament selbst ist die Versammlung am Herrentag bezeugt, die seither *das* Kennzeichen der christlichen Gemeinden bildete.

Biblische Argumente sind möglich, nötig und hilfreich – wie auch historische oder empirische, aber sie führen nicht zu eindeutigen Ergebnissen, sondern können so oder so verwendet werden; sie führen erneut hinein in die Strittigkeit gegenwärtiger Pluralität.

(8) Wichtig ist es, nicht gefangen bleiben in den eigenen kommunikativen Blasen, in denen wir uns nur immer wieder selbst bestätigen und das absolut zu setzen, was wir darin kommunizieren.

Die achte These ist banal und gilt für jede Diskussion in der Kirche: Das Miteinander gelingt, wenn wir – die verschiedenen Glieder am *einen* Leib – uns in der Verschiedenheit wahrnehmen, wechselseitig herausfordern, uns ergänzen und genau so miteinander unterwegs sind.

Die folgende neunte These klingt komplexer, als sie ist.

⁸ Vgl. Armin Nassehi, *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*, München 2021; das Zitat stammt aus Claas Cordemann, *Die Seele im digitalen Zeitalter. Soziotheologische Grenzgänge*, in: *EvTh* 82 (2022), 223–231, 225.

(9) Erfreulicherweise wissen wir durch empirische Forschungen heute mehr denn je über Gottesdienste und die, die sie feiern. Aber es gilt, die vielen Möglichkeiten der Deutung der Befunde wahrzunehmen und die einseitigen Logiken von Induktion und Deduktion durch eine abduktive liturgische Epistemologie zu verbinden.

In den vergangenen Jahren hat empirische Gottesdienstforschung einen riesigen Aufschwung genommen. Wir wissen durch quantitative und qualitative Studien weit mehr als vor zwanzig Jahren über die Anzahl der Menschen, die Gottesdienste besuchen (jenseits der klassischen Logik der Zählsonntage), wir wissen viel über Logiken der Partizipation (warum feiern Menschen Gottesdienste), über das Erleben von Gottesdiensten, über Erwartungen etc. Aber (1) keine dieser Forschungen liefert ein Gesamtbild, (2) keine dieser Studien entgeht der Strittigkeit der Deutung, und (3) Gottesdienstentwicklung sollte sich nicht einseitig induktiv auf diese Studien gründen.

(1) Ein Gesamtbild der gottesdienstlichen Entwicklung ist nicht einfach zu generieren. Was wir erforschen und was nicht, prägt das Bild. Nur eine ganz exemplarische Zahl, die mich doch erstaunt hat: Die evangelische Morgenfeier im Bayerischen Rundfunk, die es seit 1928 gibt (sonntags von 10 bis 11), erreicht bis zu 1,2 Millionen Menschen, im Durchschnitt sind es eine Million, wurde aber m.W. noch nie gründlich erforscht. Ganz anders manch neue digitale Formate, die demgegenüber eine winzige Gruppe nur erreichen. (2) Keine Studie entgeht der Strittigkeit der Deutung. Das wurde m.E. besonders deutlich bei der „Kirchgangsstudie“ der Liturgischen Konferenz, deren erste Ergebnisse 2019 veröffentlicht wurden. Am Ende heißt es: „Der normale Sonntagsgottesdienst, der das öffentliche Bild des Gottesdienstes nach wie vor stark prägt, ist dagegen nur für eine überschaubare Zielgruppe attraktiv. Seinem Anspruch als für alle gültigen Hauptgottesdienstes wird er meist nicht gerecht. Angesichts schwindender personeller und finanzieller Ressourcen, vor allem aber im Blick auf diese geringe Reichweite sollte vielerorts engagierter und ergebnisoffener über seinen Fortbestand diskutiert werden.“ An einer Stelle wie dieser wird es in der Aufnahme empirischer Forschung spannend. Welche Konsequenzen werden gezogen? Hier sind es die Fragen nach den Ressourcen und der Reichweite, die kritisch den Sonntagsgottesdienst hinterfragen, der zugleich mit einem Begriff verbunden wird, der in der liturgischen Diskussion und in der kirchlichen Praxis seit vielen Jahren nicht mehr gebraucht wird: „Hauptgottesdienst“.

(3) Daher scheint es mir nötig, immer neu in das Wechselspiel von induktiven und deduktiven Denkbewegungen einzutreten, Empirisches und Phänomenologisches mit theologischen, historischen, kulturwissenschaftlichen Argumenten zu verbinden. Es ist komplexer, als ich es jetzt sage: aber so würde ich mir eine abduktive Epistemologie vorstellen.

Nun endlich die entscheidende Frage: Warum Gottesdienst? Nicht weil wir es müssten oder es eine lästige Pflicht wäre, die wir für immer weniger Menschen ableisten, sondern ganz grundlegend, weil die Feier von Gottesdiensten verheißungsvoll ist. In mehrfacher Hinsicht.

4. Warum Gottesdienst? – Verheißungen

(10) Die ökonomische Terminologie hat sich als Metaphorik im Blick auf die Wahrnehmung von Gottesdiensten in vielfacher Hinsicht bewährt (Angebote, Qualität) – aber sie hat ihre Grenzen. Das gilt insbesondere für die „Angebotsmetapher“.

Wie generell im kirchlichen Denken (und im gesellschaftlichen Diskurs) haben ökonomische Denkmuster bereits seit einigen Jahrzehnten eine gewisse Dominanz erhalten. Mit Modellen der Ökonomie wurden oft überaus anregende Wahrnehmungen auch zur Feier von Gottesdiensten möglich – wie etwa die Ergebnisse

des „Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst“, das ja hier in Hildesheim zuhause war, zeigen. Aber es gab und gibt auch Engführungen.

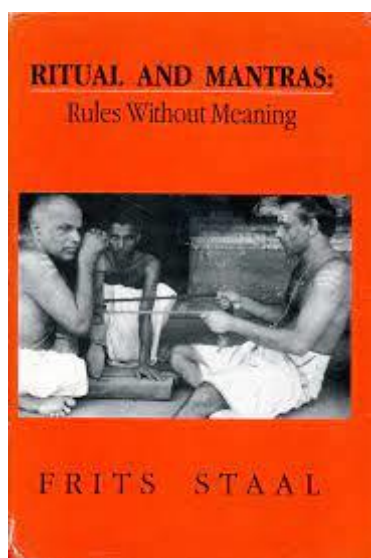
M.E. treten sie bereits dort besonders deutlich zu Tage, wo wir zu selbstverständlich von Gottesdienstangeboten sprechen. Natürlich lassen sich die Gottesdienste *auch* in dieser Perspektive wahrnehmen. Aber die Gefahr besteht, dass der Blick sich dadurch verengt und die Verheißung der Feiern in den Hintergrund tritt.

Gottesdienste sind – nun rede ich sehr normativ – nicht zuerst und nicht vor allem „Angebote“, die kirchlich Verantwortliche *für andere* organisiert, sondern Orte, an die Gott selbst einlädt, Feiern, in denen sich die Kirche als Leib Christi neu erfährt, sie sind Zeiten, die gewährt werden – und Gabe im aufgeladenen Sinn des Wortes. Klaus Eulenberger hat einmal das Wort *exagorazo* aus Eph 5,16 sehr wörtlich verstanden: ἐξαγοραζόμενοι τὸν καιρὸν – klassisch übersetzt mit „Kauft die Zeit aus!“ Bei Eulenberger: „Nehmt die Zeit vom Markt!“ „Entfernt sie aus der Agora!“

Was geschähe, wenn wir – nach Jahren primär ökonomischer Metaphorik – die Gottesdienste einmal ganz bewusst „vom Markt nähmen“? Sie kämen dann vielleicht deutlicher als das in den Blick, was sie sein könnten, wenn wir sie nicht mit Marktlogiken überfrachteten.

(11) *Gottesdienste sind – wenn sie gelingen – immer auch heilsame Unterbrechungen der Logiken dieser Welt und ganz grundlegend: unseres üblichen Handelns.*

1999 hat Marva J. Dawn ein Buch zum Gottesdienst vorgelegt mit dem Titel: „A Royal ‚Waste‘ of Time. The splendor of worshipping God and being church for the world”.⁹ Das Buch beschreibt Gottesdienste, die gerade deshalb ‚schön‘ sind, weil wir sie zwar verantworten, aber das Entscheidende nicht ‚machen‘, weil sie Unsinn sind in einer Welt der dauernden Sinnsuche, Zeitverschwendung in einer Welt der Beschleunigung. Es lohnt sich, die rituelle Logik im Blick auf Gottesdienste nicht aus dem Auge zu verlieren – und sie gerade so vor der möglichen Zerstörung durch die Forderung nach allumfassender Verständlichkeit und unbedingter Niedrigschwelligkeit zu bewahren. Rituale unterbrechen, das zeigten Kulturanthropologen wie Frits Staal, Caroline Humphrey, James Laidlaw die grundlegende Handlungslogik des Alltags, die immer auf Funktionalität ausgerichtet sei. Ausgerechnet die „meaninglessness“ des Rituals mache es bedeutsam.



⁹ Eerdmans 1999.

Die 1991 geborene Journalistin Alina Oehler schreibt über gelingende Gottesdiensterfahrungen, dass sie „dort der Zeit und dem Alltag enthoben Gott begegnen und beten“ könne. – Freilich gebe ich zu, dass es durchaus heikel ist, dieses Zitat hier anzuführen, denn die 30-jährige Autorin bekennt sich damit zu ihrer Faszination für katholische Messen auf Latein, im vorvaticanischen Stil, wie sie sagt. Aber ist es nicht letztlich doch dies, was Gottesdienste ‚schön‘ bzw. ‚gelingen‘ macht: der Zeit und dem Alltag enthoben Gott begegnen und beten zu können!?

(12) Gottesdienste sind, wenn es Gott gefällt, Orte lebendiger religiöser Erfahrung – und für nicht wenige Menschen die einzigen solchen Orte. Sie sind nicht primär die Orte, in denen anderswo gemachte religiöse Erfahrungen reflektiert und gedeutet werden.

Es mag Zeiten gegeben haben, in denen Menschen aus einem dichten Leben von Frömmigkeit in Gottesdienste gingen. Aber diese Zeiten sind längst vorbei. Gerade diejenigen, die evangelische Gottesdienste gestalten und denen eine gewisse Wort-Dominanz in den ekklesial-konfessionellen Genen liegt, müssen daran immer wieder erinnert werden. (Ich schon auch selbst!) Gottesdienste haben ihren Sinn nicht darin, dass sie andernorts gemachte Erfahrungen deuten, einordnen und reflektieren, sondern dass in ihnen selbst religiöse Erfahrung geschieht.

Das ist eine nicht ungefährliche Feststellung, denn es könnte so klingen, als seien wir nun doch wieder als Anbieter gefragt. Aber genau das würde in die falsche Richtung weisen. Es gilt, die paradoxe liturgische Handlungslogik zu beachten: das zu gestalten, was sich jeder Handhabbarkeit entzieht.

(13) Wenn Gottesdienste die alltäglichen Logiken unterbrechen, weisen sie über sich selbst hinaus und werden/ sind politisch.

Sie weisen ein in ein anderes Spiel – jenseits der Spielregeln von Macht und Gewalt. Sie unterbrechen die Schranken, die wir aufrichten. Ein kurzer Blick – einmal wieder – auf Michael Triegel. Für den Naumburger Dom hat er ein Werk gestaltet, das im vergangenen Jahr wenigstens einige Wochen zu sehen war, bevor der Denkmalschutz (ausgerechnet!) das weitere Zeigen des Bildes unmöglich machte. Die Sacra conversazione zeigt Maria und das Kind – umgeben von einem orthodoxen Juden, den Triegel an der Klagemauer in Jerusalem sah und porträtierte, einem römischen Bettler, der dort steht, wo Petrus zu suchen wäre – mit dem Schlüssel in der Hand und der Basecap auf dem Kopf, Dietrich Bonhoeffer, jüngeren und älteren Frauen und Männer. Ein Neuarrangement der Heiligen um Jesus herum – als Altargemälde ein Hinweis darauf, wie Gottesdienste immer auch politisch sind.



(14) *Eine provozierende Frage: Ist ‚Niederschwelligkeit‘ wirklich ‚werbetrüchtig‘? Wäre auch das Umgekehrte denkbar: eine paradoxe Gottesdienstwerbung!?*

Die 14. These ist eine Provokation – und basiert auf einer eigentümlichen Erfahrung mit Studierenden. Manchmal erlaube ich mir in Seminaren, etwas paradox Werbung für eine bestimmte Lektüre zu machen. Und manchmal funktioniert das sogar. Ich sage dann etwas wie: „Es gibt zu dieser Frage einen wirklich großartigen Text – aber ich denke nicht, dass Sie den lesen sollten. Er ist wirklich voraussetzungsreich und nicht leicht zugänglich. Klar: Er ist klasse, weitet und verändert Perspektiven. Aber wohl eher nicht für Sie.“ Nicht selten haben dann mehr Studierende den Text gelesen, als es der Fall wäre, wenn ich ihn direkt aufgegeben hätte.

Gottesdienste, die weil sie ‚anders‘ sind und sein müssen als die Logiken der Welt, vielleicht auch fremd und beim ersten Besuch merkwürdig sind – sind sie falsch oder nicht genau das, was Gottesdienst ausmacht? Könnten wir paradox Werbung für Gottesdienste machen? „Achtung – überlegen Sie gut, ob Sie wirklich kommen wollen. Es ist vielleicht nicht gleich verständlich, was wir hier tun. Und es könnte Ihr Leben verändern ...“

Freilich: Es kann nicht darum gehen, möglichst hochkulturelle Mauern aufzurichten oder mich in der Bubble einer ästhetisch spezifisch profilierten Behaglichkeit einzurichten. Aber das Paradigma genereller ‚Niedrigschwelligkeit‘ scheint mir doch je länger, je mehr problematisch.

Und nun – etwas paradox dazu, die 15. These.

(15) *Gottesdienste sind, wenn es gut geht, gnädige Räume, barmherzige Räume, die keine Erwartungen an die stellen, die feiern.*

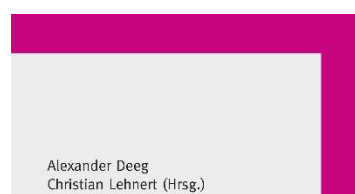
In nicht wenigen Aufbrüchen zu neuen Gottesdiensten, in nicht wenigen überaus anregenden liturgischen Konzepten und Praxisformen wird mehr oder weniger das aufgenommen, was Ducey vor vielen Jahren meinte: Gottesdienste sollen mehr und mehr interactional rituals werden.

Für manche Gestaltende bedeutet dies, die aktive, engagierte kommunikative Partizipation der Teilnehmenden zu stärken – und damit ein Bedürfnis aufzunehmen, das bei manchen zweifellos vorhanden ist: sich selbst einbringen, aktiv werden, etwas beitragen.

Aber für viele gilt ganz sicher eher das Gegenteil. Gottesdienste als Orte, zu denen ich kommen und an denen ich sein darf, ohne mich selbst aktiv kommunikativ zu beteiligen. Das zeigen z.B. auch die midi-Studien zu den digitalen Gottesdiensten. Auch dort verhielt sich eine Mehrheit zurückhaltend gegenüber allzu viel Partizipation; lediglich eine Möglichkeit der Teilnahme an den Fürbitten (z.B. durch einen Chat) wurde von vielen gewünscht.

Gerade die gegenwärtig viel kritisierten ganz normalen oder traditionskontinuierlichen Sonntagsgottesdienste können gnädige Räume der Offenheit sein, zu denen ich nicht Woche für Woche kommen muss, aber weiß, dass ich dorthin gehen kann, wenn ich möchte und es für mich sinnvoll scheint. Orte, bei denen es auch ok ist, hinten in einer Bank zu sitzen und mal zu sehen, ob mich heute etwas anspricht. Orte, in denen ich vielleicht ein Wort mitnehme, einen Satz; in denen ich erwarten darf, dass hier gebetet und gesegnet wird. Ein Ort und Raum für Stille – und gerade so für das Andere!

(Der Band aus der Reihe der Veröffentlichungen unseres liturgiewissenschaftlichen Instituts, der die größte Abnahme fand, ist der zur „Stille“!)



Stille

Liturgie als Unterbrechung



(16) Die Anforderungen an das ‚liturgische Personal‘ sind in den letzten Jahren meiner Wahrnehmung nach deutlich gestiegen. Authentizität und liturgische Haltung werden entscheidend.

Dies alles stellt unbedingt die Frage nach dem ‚liturgischen Personal‘ und ihrer Haltung. Sie ist – zurecht, so denke ich – in den vergangenen Jahren neu in den Fokus gerückt. Zwischen Führern und Führerinnen ins Heilige und einem Verständnis als diejenigen, die nichts anderes tun, als den allgemeinen Priesterinnen und Priestern ihr eigenes liturgisches Handeln ermöglichen, tut sich ein weites Spannungsfeld liturgischer Rollenbeschreibungen auf, das ich hier nur andeuten kann.

Meine Überlegungen münden in *Perspektiven für eine transformative Gottesdienstentwicklung*.

5. Perspektiven einer transformativen Gottesdienstentwicklung

(17) *Bei jeder Gottesdienstentwicklung gilt es, theologische Logiken und Feierpraktiken im Zusammenhang zu halten.*

Es ist für mich durchaus erstaunlich, wie intensiv wir manchmal Gestaltungsfragen diskutieren (Forme und Formate, Medien, Musik) – und wie wenig dabei die Inhaltsfragen im Blick sind. Dabei liegt die Pointe der Gottesdienstentwicklung genau in diesem Miteinander, im Wechselspiel von theologischen Logiken und Feierpraktiken. Das wurde m.E. im Kontext unserer Diskussionen um das Abendmahl in Corona-Zeiten sehr deutlich. Die Frage, wie wir feiern, bestimmt auch die Inhalte – und wenn uns bestimmte Inhalte wichtig sind, kann nicht jede Form der Feier diesen entsprechen. Form & Inhalt bedingen und bestimmen sich gegenseitig.

Und daher scheint mir eine Frage grundlegend nötig: Wie kann es gelingen, dass unsere Gottesdienste gegenwärtig genau das sind: *Gottesdienste*.

Ein wenig mag das wie das Echo einer Frage klingen, die vor genau 100 Jahren, in den Anfängen der sogenannten Dialektischen Theologie, die Diskussion bestimmte. Das ist richtig. Aber mir erscheint diese Frage heute so wichtig wie damals. Und ich wünschte mir die Leidenschaft und Ratlosigkeit, die Kreativität und die Aufbruchsstimmung, die damals herrschte, auch heute wieder.

Es gab in dieser Zeit des Aufbruchs eine neue Entdeckung der Leiblichkeit und der Ritualität, der Bedeutung der Räume und der Liturgie als Spiel, der Symbole und Gesten. Es gab vielleicht auch die eine oder andere merkwürdige oder ganz großartige Idee – etwa Rudolf Ottos kühne Vorstellung vom „Heiligen Schweigen“ als Höhepunkt der Liturgie, vom *sacramentum silentii*.

Auch wenn sich Form und Inhalt nicht trennen lassen, nun zunächst zwei formale und dann eine inhaltliche These zum Abschluss.

5.1 Formale Perspektiven: ‚Renovation‘ und Transformation in metamodernem Kontext

(18) *Gottesdienst- und Ritualentwicklung gelingt m.E. am ehesten, wenn sie transformativ gedacht wird.*

In einem brasilianisch-deutschen Forschungsprojekt zur Entwicklung von Gottesdiensten hat vor einigen Wochen ein Kollege aus Brasilien, Nelson Kirst, in einem deutschsprachigen Vortrag einen schönen Brasilianismus gebraucht. Er sprach von der „Renovation des Gottesdienstes“, die in Brasilien stattfand und zu einem neuen „Livro de culto“, zu einem neuen Gottesdienstbuch führte.

Das scheint mir kein schlechtes Bild für den Umgang mit Gottesdiensten: Gottesdienstentwicklung als beständige Aufgabe der Renovierung. Das wäre etwas anderes als Neubauaktivität; das hätte mit Wertschätzung von Bestehendem zu tun, aber schon auch mit der Erkenntnis, dass manches am bestehenden Raum dysfunktional geworden ist.

Solange Rituale lebendig und nicht als bloße Pflege von Tradition irgendwie eingeschlafen sind, entwickeln sie sich genauso. Sie transformieren beständig ihre Gestalt. In Brasilien etwa wurde das aufgrund der ursprünglich deutschen evangelischen Tradition in aller Regel verwendete „Kyrie“ nach der Straßburger Melodieform von 1528 inzwischen fast flächendeckend durch ein neues Kyrie ersetzt, das die Nöte der Welt weit umfassender und in einer ganz anderen Melodiegestalt zur Sprache bringt. Ein traditioneller Baustein blieb erhalten, veränderte aber seine Gestalt. *Renovation* oder: *Transformation*.

Es gibt Dinge, die tun wir eher unentschieden – und müssen vielleicht neu entdeckt oder auch einmal bewusst entrümpelt werden: das Credo ist sicher ein Thema, das meiner Wahrnehmung nach in verkürzten

Gottesdiensten in Corona-Zeiten oft weggelassen wurde und daher zeigt, dass dieser Teil des Gebäudes wohl doch im Blick auf eine Renovierung kritisch befragt werden muss. Generell gilt es, die Frage nach Klanggestalten unserer Liturgien neu zu stellen und vielfältig zu beantworten.

(19) Wenn nicht ein linear modernes und ein diffus-dekonstruierendes postmodernes Leitbild herrschen soll, erscheint mir die Metamoderne als Orientierungsrahmen reizvoll. Sie verbindet Altes und Neues auf kreative Weise, rechnet mit oszillierenden Phänomenen statt linearen Entwicklungen – und bleibt offen für die Dimension des Geheimnisses.

Ich hatte eingangs gesagt, dass ich die typisch modernen Linearitäten für problematisch halte, aber auch die postmodernen Auflösungen ins Diffuse. Die Metamoderne habe ich als ein kulturwissenschaftliches Denkmodell entdeckt, das die Frage, in welcher Zeit wir eigentlich leben, ganz gut beantworten kann. Michael Triegels Bilder atmen dieses Denken – etwa sein berühmtes Bild „Deus absconditus“.



Aber auch andere Künstler:innen zeigen dieses Spiel, das auch das Geheimnis offen lässt – wie etwa David Thorpe.



David Thorpe, Good People, 2002



David Thorpe, *Evolution*
Now, 2000/01

5.2 Eine inhaltliche Perspektive: Gotteserwartung

(20) *In allem liturgischen Planen und liturgietheologischen Nachdenken scheint mir die Frage nach Gott in unserer Zeit, nach Gott und Welt entscheidend. Die Gottesfrage, die Gotteskrise, die Gotteserwartungen der Gegenwart gilt es aufzunehmen und im Blick auf liturgisch-homiletische Formen zu bedenken.*

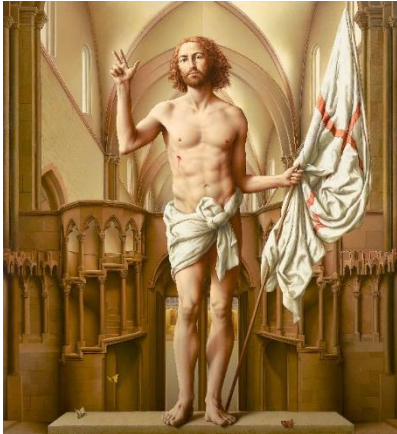
Gottesdienste sind mutige Orte in dieser Welt – weil es in ihnen genau darum geht: um das Verhältnis von Gott und Welt, von Gott und ‚meinem‘ Leben. Genau das ist aber Verheißung und Aporie zugleich. Relativ einfach wäre es ja, Kirchenwerbung zu machen oder Botschaften zu kommunizieren. Aber zu einer Veranstaltung einzuladen, in der es um Gott gehen, Gott gar ‚erfahrbar‘ werden soll!?! Vielleicht liegt die empfundene Irrelevanz mancher Gottesdienste darin – dass wir die damit verbundene Frage nicht immer ernst nehmen.

Christel Weber jedenfalls schreibt in einer Predigthilfe zu Ez 22:

„Wenn wir [...] nur den unermüdlich redenden Gott und nicht auch den schweigenden Gott verkünden, wird man unsere Gottesdienste bald nicht mehr von einer Talkshow unterscheiden können. Wenn Pfarrerinnen Heiliges nicht mehr von Profanem unterscheiden können und Gott, den Großen, Unbegreiflichen ersetzen durch einen ‚orientalischen Pazifisten mit Schlappen und Vollbart‘, vom Typ ‚Gandhi [...]‘, ganz okay‘, dann werden noch mehr Dreizehn-, Vierzehnjährige unsere Botschaft irrelevant finden und sich Tschüss sagen [...].“¹⁰

Es geht um die immer neue Suche nach Sprache und Formen – nicht nur, weil wir andere Menschen ‚erreichen‘ wollen, sondern hoffentlich zunächst und vor allem, weil wir unterwegs sind zu Gott, Gottsucher:innen in unserer Welt, weil keine Sprache genügt und in keiner Klangform Gott einfach so ‚habbar‘ wird. Es geht um die Gegenwart des Verwundeten, wie Michael Triegel den Auferstandenen auf der Rückseite der vorhin gezeigten *Sacra conversazione* für den Naumburger Dom zeigt.

¹⁰ Christel Weber, *Worte gegen das Land und seine Bevölkerung*, GPM zu Ez 22,23–31, veröffentlicht unter <http://www.stichwortp.de/index.php?state=stichworte&action=predigttopdf&predigtID=127> [Zugriff vom 12.05.2018].



Es geht um Sprachformen der Klage und der Bitte, des Dankens und Lobens.

Es geht um die Erwartung, dass er da ist. Und so blicke ich ein letztes Mal auf Triegel und auf sein neuestes Werk. In der St. Johannis-Kirche in Plauen gestaltete er ein Fenster. Die Kirche, eine Hallenkirche mit gotischem Schnitzalter und einem sehr dunklen und sehr großen Kreuzifix (mit einem Echthaarchristus) erhielt nun dieses Fenster: links die Menschen, Eva, Adam; rechts ein zur Marionette erstarrter Mensch mit der Schreibmaschine, der die Korrektheit einer bestimmten Lehre symbolisieren könnte. In der Mitte öffnet sich der Vorhang und der siegreiche Christus erscheint. Gegenwärtig inmitten all der Sehnsucht, all der Erstarrung. So etwa könnte sie aussehen, die Verheißung einer Feier *in Gottes Namen* und in metamodernen Zeiten.

